

Napoleon kehrt zurück

Im Frühsommer 2013 überraschte mich der Pariser Kunsthändler Etienne Bréton mit dem Vorschlag einer gemeinsamen Reise nach Sankt Helena. Der Ort war mir bekannt – vom Hörensagen aus einem Geschichtsunterricht, der ein halbes Jahrhundert zurücklag: erst Waterloo, dann Sankt Helena, jedenfalls für den geschlagenen Napoleon. Seit jenen Zeiten vermutete ich die Insel im Mittelmeer. «Sie liegt im Südatlantik», klärte Etienne mich auf, «zwischen Angola und Brasilien. Man kommt da nur per Schiff hin.»

Reiche sind ja oft bekannt für Exzentrik. Und mein Freund Etienne ist schrecklich reich. Zu seiner Verteidigung lässt sich nur anführen, dass er sein Vermögen nicht geerbt hat. Er begann bei Sotheby's in Paris, stieg da steil zum Direktor der Abteilung *tableaux anciens* auf, leitete als 26-jähriger Versteigerungen in Monte Carlo. Das Ende seiner beruflichen Unschuld ereilte ihn eines Morgens in London. In einer Galerie nahe Piccadilly erstand er eine Bosphorus-Ansicht in Öl und verkaufte sie gleich darauf zum doppelten Preis an den Gemäldehändler im Laden gegenüber. In jenem neu erlangten Wissen, dass schon das Überqueren einer Strasse zu erheblichen Gewinnen führen kann, etablierte sich Etienne Bréton im Herzen von Paris, wo die Adresse seiner «Consulting»-Firma Bände spricht: 346 Rue Saint-Honoré – das liegt zwischen Louvre und Place Vendôme, auf halber Strecke zwischen der grossen Kultur und dem dicken Geld.

An eben diesem Ort begann unsere Reise nach Sankt Helena. Es war ein Freitagnachmittag, Ende Juni. Gemeinsam mit meiner Tochter Lou und ihrer Freundin Clara betrachtete ich Gemälde, die an den stoffbespannten Wänden in Etiennes Ausstellungsraum hingen. Nicht, dass sie uns wirklich interessiert hätten. Wir vertrieben uns nur die Zeit mit Warten auf Etienne. Er hatte uns für das Wochenende auf sein Landgut Val-Dieu eingeladen, eine ehemalige Kartause in der Normandie, mit eigenem Wald und See! Die Mädchen hatten es dementsprechend eilig mit dem Aufbruch. Aber noch telefonierte Etienne, während wir uns mit den Ölschinken langweilten. Und dann der Schock! Vor uns hing das Bild einer aufgebahrten Leiche im Nachthemd. Bleiches Profil vor schwarzem Hintergrund. Ein Kruzifix lag auf der Brust des Toten, Haarsträhnen klebten an seinem fetten Gesicht, womöglich vom Schweiß der Agonie. «*C'est quoi?*», fragte Clara. Da kam auch Etienne hinzu. *C'est qui?*, müsse es richtig heissen, korrigierte er die 12-Jährige: «Wer kann mir sagen, wer der Tote auf diesem Bild ist?» – «*Mais c'est Napoléon!*», schoss es beiden Mädchen gleichzeitig aus dem Mund. Das fand ich erstaunlich. Wies doch die Leiche keines der weltbekannten Insignien auf, weder die Hand in der Weste noch jenen Zweispitz, den man Napoleonshut nennt. Und dennoch liess das Bild nicht den geringsten Zweifel an der Identität des Toten. Die Mädchen fanden das Bild toll. Es ähnele einem Filmplakat, meinte Lou: «Für einen Film von Tim Burton.» Clara nickte: «Mit Johnny Depp in der Rolle des toten Napoleon.»

Irgendwie schafften wir dann doch noch den Aufbruch in die Normandie. Im Wagen drehte sich das Gespräch weiter um den toten Napoleon. Er habe ihn gemeinsam mit einem befreundeten Kunsthändler

in London erstanden, erzählte Etienne. Der Maler heisse Denzil Ibbetson: ein britischer Offizier, zuständig für die militärische Versorgung von Sankt Helena. «Malen war für ihn nur ein Hobby. Dennoch ist der historische Wert seines *Napoleon after Death* unbestreitbar. Das Bild ist das wahrheitsgetreuste Zeugnis von Napoleons Tod im Mai 1821.»

Schritt für Schritt näherten wir uns einer Obsession. In Val-Dieu, dem Tal Gottes, angekommen, schickten wir die Mädchen zum Schwimmen und liessen uns am Computer nieder. Etienne googelte *La mort de Napoléon*, um mir die Authentizität seines Napoleon vor Augen zu führen. In der Tat wurde sie offensichtlich im Vergleich mit einem berühmten Gemälde von Horace Vernet. Es zeigt einen lorbeergekränzten Kaiser in christusähnlicher Akzeptanz des Todes, mit mageren Wangen und scharf geschnittenen Gesichtszügen. Vernet hatte es 1826 gemalt, fünf Jahre nach Napoleons Tod. «Sein Bild ist die Glorifizierung einer Ikone», meinte Etienne. «Ibbetson hingegen wagte eine Bestandsaufnahme, was natürlich zu einer völligen Entmystifizierung führen musste. Aber als Engländer lief er nicht Gefahr, der Gotteslästerung beschuldigt zu werden.»

Als malender Berufsmilitär kämpfte Ibbetson 1808 auf der Iberischen Halbinsel gegen Napoleon. Und sieben Jahre später befand er sich auf der Fregatte *Northumberland*, die den besiegten Franzosen-Kaiser samt einem Anhang aus freiwilligen Exil-Gefährten in den Südatlantik brachte. Die zweimonatige Überfahrt bot Ibbetson ausreichend Gelegenheit für sein Hobby. Ständig war er an Bord mit Block und Bleistift unterwegs, um Mitpassagiere zu porträtieren, am liebsten Napoleon. Eine seiner Zeichnungen zeigt «General Bonaparte», wie die Engländer den Korsen seit Waterloo nur noch nannten, mit dem Hintern an einer Kanone lehrend.

Gewiss habe Napoleon seine Skizzen gesehen, meinte Etienne: «Sie müssen ihm gefallen haben. Wie sonst liesse sich erklären, dass er Ibbetson in den folgenden sechseinhalb Jahren immer wieder Gelegenheit zum Zeichnen gab? In einem St.-Helena-Who's-who aus dem Jahr 1919 habe ich Ibbetsons Namen mit dem Hinweis gefunden, er habe mehr Porträts von Napoleon angefertigt als jeder andere Künstler. Umso seltsamer, dass Frankreichs umfangreiche Napoleon-Literatur ihn so gut wie nie erwähnt, findest du nicht?» Es wurde spät an jenem Abend im Gottestal. «Das Schicksal dieses Bildes hat sich noch nicht erfüllt», behauptete Etienne irgendwann. «Bevor ich es weiterverkaufen kann, muss ich seinen Ursprungsort sehen!» «Wieso?», fragte ich. Seine Antwort war entwaffnend: «Ich reise gern. Du nicht?»

Sechs Monate später steigen wir in London aus dem Eurostar. Ohne das beschwingende Gefühl, auf dem Weg in die Tropen zu sein. Kalter Regen bei der Abfahrt am Gare du Nord, eisiges Nieseln bei der Ankunft in St Pancras. Wir sind zu dritt. Frantz Vichot, ein studierter Geologe, hat sich ebenfalls von Etienne zum Mitkommen überreden lassen. Die beiden kennen sich seit der Schulzeit. Unser Napoleon-Abenteuer hat Etienne bis ins kleinste Detail vorbereitet. Der Aufenthalt in London soll nur wenige Stunden dauern. In der kommenden Nacht geht eine Maschine der Royal Air Force nach Ascension Island, einer britischen Garnisonsinsel am Äquator. Plätze an Bord dieses Fliegers zu ergattern, erfordert eine Menge Ausdauer und die Genehmigung des Londoner Verteidigungsministeriums. Ähnlich kompliziert erscheint mir die Weiterreise. Ascension liegt 1300 Kilometer nordwestlich von Sankt Helena. Nur ein einziges Schiff läuft Napoleons ehemalige Exil-Insel an: die Royal Mail Ship *St. Helena* – «Heliiiiiiina», sagen die Briten –, das letzte noch in Betrieb befindliche Postschiff der Welt. Läuft alles nach Etienes Plan, erreichen wir Sankt Helena in fünf Tagen.

Fürs Erste spazieren wir noch am Themse-Ufer, Etienne mit dem in Paketpapier verschnürten Napoleon unter dem Arm. Es ist nicht der echte Ibbetson – das wäre unverantwortlich, zumal mein Freund häufig Sachen verliert –, sondern eine Fotografie im 1:1-Format. Der Plan: Wo immer wir auf dieser Reise unser Quartier aufschlagen, kommt sofort dieses Bild an die Wand! Damit wir nie das Ziel unserer Odyssee aus den Augen verlieren. In London, wo keine Übernachtung geplant ist, soll uns das Wellington-Museum die Wand ersetzen. Immerhin hat der Duke den Empereur bei Waterloo geschlagen. Und hat auch den Exil-Ort im Atlantik ausgesucht. Ohne Wellingtons Zutun wäre also *Napoleon after Death* nie gemalt worden, jedenfalls nicht von Denzil Ibbetson auf Sankt Helena. «In dem Museum», schwärmt Etienne, «hängen 200 Gemälde, darunter vier Velázquez und ein Goya!» Geschlossen wegen Bauarbeiten, steht am Gittertor. So viel zu Wellington.

Eine halbe Stunde später lädt uns ein Taxi vor der viktorianischen Villa von Etiennes Kunsthändlerfreund Danny Cat ab. Die philippinische Hausangestellte reicht Tee, und Danny erzählt, wie er auf *Napoleon after Death* stiess: «Es geschah im Hinterzimmer einer Londoner Kunsthändlerin, das Bild hat mich sofort umgehauen! «Was verlangen Sie dafür?», fragte ich die Lady. Sie nannte mir ihren Preis. Ich versuchte nicht einmal zu handeln! Zahlte, nahm das Bild gleich mit. Auf der Strasse rief ich Etienne an und schlug ihm ein gemeinsames Geschäft vor.» Und mittlerweile sei er der Entstehung des Bilds auch auf die Spur bekom-

men. Am Morgen des 6. Mai 1821 – Napoleon war am Vorabend gestorben – habe Ibbetson in Longwood House, Napoleons Domizil auf Sankt Helena, Skizzen von der aufgebahrten Leiche machen können. Anhand dieser Zeichnungen seien kurz darauf zwei fast identische Ölgemälde entstanden. Eines davon sei in Broadleys Sammlung gelandet. «Interessanter ist die Geschichte des zweiten Bildes», findet Danny. «Ibbetson offerierte diese Leinwand Hudson Lowe, dem Gouverneur von Sankt Helena, der sie seinerseits König George IV. zum Geschenk machte. Lange Zeit gehörte dieses Gemälde zu den Royal Collections in Hampton Court. Bis es verschwand. Wie? Warum? Keine Ahnung. Auf jeden Fall ist es nun unser Bild!» Etienne strahlt: «Bin gespannt, was wir in Longwood House erfahren werden. Ist ja schliesslich der Geburtsort unseres Bildes. Auf zum Äquator!»

Auf den ersten Blick erinnert Ascension Island an das Dekor für einen Science-Fiction-Film. Etwas in der Richtung *Rückkehr zum Planet der Affen*. Nur wenige Sekunden dauert das Überfliegen der Insel vor dem Aufsetzen der Maschine. Doch sie vermitteln einen klaren Eindruck: Hügel kahl wie Schutthalden stillgelegter Kohleminen. Schattenlose Ebenen, übersät mit Steinen und Schotter. Frantz der Geologe findet die Aussicht bezaubernd: «Die Insel besteht grösstenteils aus erkalteter Lava. Und besitzt 44 Krater!»

Beim Hinabsteigen aufs Rollfeld rastet Etiennes Blick in das Muster ihm bekannter Formen und Farben ein. «Peter Hurd», sagt er. Ich erinnere mich. Im Val-Dieu, wo wir damals diese Reise planten, haben wir das Gemälde des Amerikaners im Internet gesehen. Das *Life Magazine* veröffentlichte es im April 1945. Es zeigt diesen Flugplatz, der im Zweiten Weltkrieg zum Auftanken von US-Bombern auf ihren Wegen zu Zielen in Nordafrika und Europa diente. Der Maler führt den Blick des Betrachters über das staubige Flugfeld hin zu bräunlichen Hügeln. Deren Nacktheit wirkt auch heute noch obszön. «Wie eine aufgedunsene tote Natur», findet Etienne. «Als habe Peter Hurd ein landschaftliches Pendant zu Ibbetsons *Napoleon after Death* erstellen wollen.»

Die Sonne brennt gewaltig, die Meeresbrise fühlt sich an wie der Hauch eines Schweissbrenners. «Ohne Napoleon», erkläre ich aufmunternd, «würde es Ascension nicht geben. Jedenfalls nicht als militärischen Stützpunkt. Das heisst: Die NSA ist Napoleon verpflichtet.» – «Spinnst du?», erkundigte sich Frantz höflich. Nicht wirklich, verrückt spielt hier eher die Geschichte: Napoleon erreichte Sankt Helena am 15. Oktober 1815. Eine Woche später nahmen die Engländer Ascension



Denzil O. Ibbetson, *Napoleon on his deathbed*, 1821
Oil on canvas, 28,6 × 50,2 cm

in Besitz und bauten es zur Garnisonsinsel aus. Ihr Kalkül? Sollten die Franzosen versuchen, Napoleon zu befreien, müsste ihre Flotte auf dem Weg nach Sankt Helena an dieser Insel vorbei. Dazu ist es nie gekommen. Später jedoch hat sich der Stützpunkt Ascension für die Briten gleich mehrfach ausgezahlt: während der beiden Weltkriege und 1982 zum Schaden der Argentinier. Ohne den Vorposten wäre es Margaret Thatcher viel schwerer gefallen, die 14 000 Kilometer von Big Ben entfernten Falkland-Inseln zurückzuerobern.

«Aber wieso NSA?», besteht Frantz. Offenbar ignoriert er Nichtgeologen wie Edward Snowden. Andernfalls hätte er mitbekommen, dass die National Security Agency von Ascension aus die Telekommunikation in Südamerika ausspioniert. Sogar das Mobiltelefon von Brasiliens Präsidentin Dilma Rousseff haben die US-Geheimdienstler abgehört. Der daraus entstandene Skandal wird nichts an den Zukunftsplänen für Ascension ändern. In ein paar Jahren würde London diese Insel ganz der US-Armee überlassen, meldete *The Guardian*. So wie dies in den 1960er Jahren mit Diego Garcia im Indischen Ozean geschehen sei. Ihre auf Ascension stationierten Truppen würden die Briten dann nach Sankt Helena verlegen.

Von solchen Gedanken beschwert, treten wir auf die Beamten der noch britischen Einreisekontrolle zu. Sie sind zu Scherzen aufgelegt: «Passen Sie auf, dass Sie sich hier nicht verlaufen!», ruft uns einer hinterher. Sieben Minuten später checken wir in das Hotel Obsedian ein, hängen den toten Napoleon über Etiennes Bett und starten zum Sightseeing der City. Die Hitze ist auch am späten Nachmittag noch erträglich, die Visite dauert nicht lange. Georgetown ist ein 500-Seelendorf, darin befinden sich die St. Mary's Church, der Exiles Club, ein Postamt, ein kleiner Supermarkt, ein Pub, der erst nach Anbruch der Dunkelheit öffnet.

Am nächsten Morgen besorgt uns der Rezeptionist einen Mietwagen. «An Ihrer Stelle würde ich zum Green Mountain fahren», rät er. Ein guter Tipp. Was könnte sich im Grau dieser Insel attraktiver ausmachen als ein grüner Berg? Der Mann erklärt uns den Weg, mahnt zur Vorsicht: Obwohl Ascension nur 885 Einwohner habe, sei es mit 91 Quadratkilometern doch recht gross und verfüge über genügend Strassen, dass man sich auf ihnen verfahren könne. «Sollte das passieren, geraten Sie nicht in Panik! Irgendjemand wird Sie schon finden.» Bestimmt? Sobald wir aus Georgetown heraus sind, verschluckt uns die erstarrte Lavalandschaft. Planet der Affen ohne Affen. Dafür mit einem Indiz, das darauf schliessen lässt, dass britische Astronauten hier einen

vergeblichen Siedlungsversuch unternommen haben. Im Zentrum dieser mineralischen Wüste brät ein menschenleerer One Boat Golf Club, den ein gerade noch lesbares Schildchen als *worst golf club of the world* ausweist. Frantz will anhalten, um «interessantes Gestein» zu untersuchen. Sein Vorschlag wird mit Zweidrittelmehrheit abgelehnt.

Und dann geschieht das Unfassbare: Ein Pick-up kommt uns entgegen! Hinter der fernen Windschutzscheibe zeichnen sich zwei Schattenrisse ab. Als uns noch 50 Meter trennen, streckt der Fahrer des anderen Fahrzeugs seine Hand mit gespreizten Fingern ins Freie, der Beifahrer sogar den Arm mit geballter Faust, das Ganze begleitet von anhaltendem Hupen. Es ist der herzlichste Gruss, der uns jemals von Unbekannten zuteilgeworden ist. «Sind das Eingeborene?», fragt Etienne. Nein, dieses Eiland besitzt keine Ureinwohner. Ein Portugiese taufte es 1505 beim Vorübersegeln Ilha de Ascensão, weil gerade Himelfahrtstag war. Aber ohne Wasser war die Insel wertlos, sogar Piraten liessen sie links liegen. Gelegentlich machten von Skorbut bedrohte Seefahrer hier Jagd auf Meeresschildkröten und Seevögel.

1836 landete Charles Darwin an Bord seiner HMS *Beagle* hier an. Dem britischen Naturforscher erging es genau wie unserem Frantz: Das desolote Erscheinungsbild dieser Steinwüste versetzte ihn in einen Zustand wissenschaftlicher Begeisterung. Könnte es möglich sein, das quellenlose Ödland durch eine effiziente Nutzung von Regenwasser zum Leben zu erwecken? Gemeinsam mit dem Biologen und Botaniker Joseph Dalton Hooker arbeitete Darwin einen Plan aus. Es war das erste Terraforming-Experiment in der Menschheitsgeschichte. Ab 1854 liess Hooker von der Royal Navy Bäume, Sträucher und andere Pflanzen aus Kew Gardens, den königlichen Gärten bei London, nach Ascension verschiffen und dort an den Hängen des höchsten Gipfels anpflanzen, in Reichweite vorübertreibender Regenwolken. So entstand Green Mountain. Als Beweis, dass der Intelligenz des Menschen sogar im Guten kaum Grenzen gesetzt sind.

Wir lassen das Auto am Strassenrand, klettern hinauf zu einem Rundweg knapp unterhalb des 859 Meter hohen Gipfels. So abrupt ist der Wechsel von Grau zu Grün, zu Eukalyptus, Bambus, Pinien und Bananenstauden, dass er den Sehnerv berauscht. Auch der Ausblick lohnt sich. Von hier oben entdecken wir Ascensions neue Wahrzeichen: Antennen verschiedenster Formen und Grössen. Durch Etiennes Feldstecher erkennen wir Details. Manche sehen aus wie Fischgräten, andere wie Wäscheleinen, Volleyballnetze, Zeltmasten, Golfbälle. Nicht alle gehören der NSA. Der BBC World Service hat eine Relais-Station

auf Ascension, die Europäische Raumfahrtbehörde ESA ein Raketenortungssystem, das Navigationssatellitensystem GPS eine Bodenantenne. Das Tuten einer Sirene dringt zu uns empor. Vor Georgetown trifft gerade das Royal Mail Ship *St. Helena* ein. «Morgen folgen wir Napoleon», verkündet Etienne. «Und Ibbetson», füge ich hinzu. Dann redet niemand mehr. Denn nirgends klingt das Schweigen schöner als auf Darwins grünem Berg.

An Bord des Postschiffs *St. Helena* nimmt die Zahl der Briefe ständig ab. Das Internet, sagt John Hamilton, der für Zerstreung der Passagiere zuständige Bordoffizier, habe nach einigem Zögern auch Napoleons Exil-Insel erreicht. Ein neues Zeitalter? *Quite so!* Selbst mit der Abgeschiedenheit der «Saints» – ein Wort, das im Südatlantik ausser Heilige auch die Einwohner von Saint Helena bezeichnet – sei es nun vorbei. Zum Beweis: «Sie erhalten jetzt mehr E-Mails als Briefe!» Und: «Auf Sankt Helena wird ein Flughafen gebaut. Im Februar 2016 soll er fertig sein. Dann wird dieses Schiff seine Dienste endgültig einstellen.» Wir werden es vermissen! Das 100 Meter lange Kombischiff – für Fracht, 128 Passagiere und 56 Mann Besatzung – segelt unter der Flagge von «good old England», wie man es aus Romanen von Agatha Christie kennt. Ein schwimmender Orient-Express! Mit erlesener Gastronomie, Tafelsilber, Kap-Weinen. Und mit dem unnachahmlichen Enthusiasmus der Briten, wenn es darum geht, sich bei Aktivitäten wie Bingo und Bordkugel als *good sport* und *pleasant fellow* zu erweisen.

Während der kommenden zweieinhalb Tage teilen wir uns eine Kabine zu dritt, bekommen das spielend in den Griff, beflügelt durch Aphorismen wie für einen Vatertag: «Tut gut, mal was ohne unsere Frauen zu unternehmen.» Oder: «Männer sind einfach unkomplizierter, wenn's ums Aufräumen geht.» Oft finden wir Zeit und Musse, uns in dem Schweinestall nebeneinander auf eine Bettkante zu setzen und den Napoleon an der Wand anzustarren. Stets der Frage nachgehend: Wie war das wohl damals an Bord der «Northumberland»?

Seit Ascension befinden wir uns auf demselben Kurs wie Napoleon im Oktober 1815. Auf seiner letzten Reise wird der Ex-Kaiser von einer Handvoll Getreuer begleitet. Sie sollen ihm auf Sankt Helena den Hof ersetzen. Die wichtigsten sind der Grand-Maréchal du Palais Bertrand, die Generäle Gourgaud und Montholon sowie der Graf Las Cases, der als Autor des *Mémorial de Sainte-Hélène* in die Geschichte eingehen wird. Bis heute ist dieses Buch die Bibel aller wahren «Napoleonianer». In ihm finden sie lauter Worte und Momente, die ihnen historisch er-

scheinen. Etwa als Napoleon den Grafen an Bord der «Northumberland» fragt: «Was werden wir in jenem verlorenen Ort tun können?» Und Las Cases antwortet: «Sire, wir werden von der Vergangenheit leben.» Gewiss, um dadurch die Zukunft zu beschwören. Denn Las Cases' Aufgabe auf Sankt Helena wird darin bestehen, die offizielle Erinnerung zu fixieren. Und mit Tinte und Feder jenes Werk zu vervollständigen, das der Porträt-Maler Jacques-Louis David bereits im Jahre 1797 mit Pinsel und Leinwand begonnen hatte: die Beschreibung napoleonischer Grösse. Machtbesessene verfallen oft dem Wahn, von der Nachwelt falsch verstanden zu werden. Als Gegenmittel fällt ihnen oft nur Geschichtsschreibung von eigener Hand ein. Siehe Julius Caesar, Autor des Bestsellers *Bellum Gallicum*.

Doch an Bord der englischen Fregatte sind nicht nur die ausgewählten Zeitzeugen des imperialen Feldherrn unterwegs. «Napoleon machte auch Bekanntschaft mit einem jungen Soldaten namens Denzil Ibbetson, der, das wissen wir heute, ein wichtiges Tagebuch über seine Zeit auf der «Northumberland» führte», so David Markham, Vorsitzender der International Napoleonic Society. «Es war der Beginn einer Beziehung, die bis zu Napoleons Tod am 5. Mai 1821 andauerte.» Ibbetsons Tagebuch. Nach dem Tod seines Autors verschwand es in einem Koffer, der Ibbetsons Sohn Frederic bei dessen Auswanderung nach Neuseeland begleitete. Dort wurde der Koffer erst 2010 auf einem Schober wiedergefunden und sein Inhalt in Auckland versteigert. Den Höchstpreis erzielte eine Haarsträhne vom Kopf des toten Napoleon.

Für die 19 Schriftseiten umfassenden Erinnerungen an die Überfahrt von Plymouth nach Sankt Helena wurde nur wenig geboten. Sie enthielten ja auch nichts wirklich Weltbewegendes, eher Beschreibungen aus der Sicht eines Malers: «Er ist sehr korpulent, ungefähr fünf Fuss und sechs Zoll gross, hat einen kurzen Hals, graue Augen, braunes kurzes Haar, einen gelblichen Teint, breite Schultern und gelegentlich einen wilden Gesichtsausdruck.» Auch für die Eitelkeit der Grossen hatte Ibbetson ein gutes Auge: «Er (Napoleon) spielt oft Schach mit seinen Generälen. Spielt er schlecht, spielen sie noch schlechter, lassen ihm Vorteile und machen Bemerkungen wie: «Was für ein exzellenter General Sie sind! Und Welch meisterhafter Schachzug!»»

Eine Neuigkeit hält Ibbetsons Tagebuch dennoch für die Nachwelt bereit: Selbst auf dem Weg ins Exil glaubt Napoleon noch an eine Zukunft auf dem Olymp. In rührender Naivität diskutiert er mit anderen Passagieren der «Northumberland» einen ihm noch immer akut erscheinenden Invasionsplan: «Napoleon sprach davon, mit 200 000 Infanterie-

Soldaten und 6000 Mann Kavallerie in England einzufallen. Aber er war sich nicht sicher, was die Reaktion der englischen Bevölkerung betraf. Würde sie für ihn oder gegen ihn sein? Er neigte zu dem Glauben, dass ein Grossteil der Leute zu ihm überlaufen würde.»

Am Morgen unserer Ankunft lasse ich mich um schon fünf Uhr wecken. Im aufziehenden Tag sieht Sankt Helena beängstigend aus. Eine schwarze Masse am Ende einer grauen See. «Felsen-Katafalk», nannte der Romantiker Chateaubriand die Insel, die er selbst nie gesehen hatte. Aber in Frankreich gehört es zum guten literarischen Ton, in der Erscheinung von Sankt Helena Metaphern für Leid und Grausamkeit zu entdecken. Als hätten die Briten hier ein schreckliches Unrecht begangen. Was natürlich übertrieben ist. Denn zum einen haben Napoleons Feldzüge 3,5 Millionen Opfer gefordert. Und zum anderen ist Sankt Helena nicht halb so schlimm wie Guantánamo.

Sowie sich das Morgengrau im Himmelblau auflöst, wirkt die Insel sogar attraktiv. Ihr Hauptort Jamestown liegt in einer engen Schlucht zwischen dunklen Basalthängen. Aus der Ferne ähnelt der «Strom» der hellen Häuser einer hier ins Meer mündenden Gletscherzunge. Am rechten Hang befindet sich Jacob's Ladder, das städtische Wahrzeichen: eine aus 699 Stufen bestehende Treppe, die Jamestown mit seinem Vorort Half Tree Hollow verbindet. Noch höher, fast 600 Meter über dem Meer, trotz der Festung High Knoll Fort. Ibbetsons ehemaliger Arbeitsplatz. Und für Napoleon das Ende letzter Hirngespinnste, wie jene England-Invasion. Sankt Helena ist nicht Elba. Dieser Ort hier verspreche «keinen schönen Aufenthalt», spürt Napoleon beim Verlassen der «Northumberland». «Ich hätte besser daran getan, in Ägypten zu bleiben. Dann wäre ich jetzt Kaiser über den ganzen Orient.»

Was unseren Aufenthalt betrifft, so ist er auf 24 Stunden begrenzt. Morgen fährt die *St. Helena* zurück nach Ascension, bevor sie Kurs auf ihren Heimathafen Kapstadt nimmt. Daher unsere Hast, jede Minute zählt. Wir lassen das Gepäck an Bord – nur Zahnbürste und der Ibbetson kommen mit – und springen in eine seitlich des Schiffes kommende Motorbarkasse, die Passagiere ans Ufer bringt. 200 Jahre nach Napoleon hat Sankt Helena noch immer keinen richtigen Hafen.

Am Landungssteg erwartet uns Michel Martineau. Er ist Frankreichs Ehrenkonsul in diesem britischen oversea territory, vor allem aber Konservator der Domaines français de Sainte-Hélène. Dazu zählt neben Longwood House auch La Vallée du Tombeau, das Tal des Grabmals, wo Napoleon 1821 in einem luftleeren Metallsarg beigesetzt

wurde. 1840 erteilte London den Franzosen die Erlaubnis, die Leiche nach Paris zu überführen, um sie in dem zu diesem Zweck gebauten Invalidendom beizusetzen. 1854 erstand Napoleon III. von Königin Victoria sowohl das Haus als auch das Grab seines Onkels. Somit verwaltet Martineau nun auf Sankt Helena 14 Hektar *patrie française*.

Der Konservator, ein stabiler Mittfünfziger, hat es nicht eilig mit unserer Visite in Longwood. «*Ah oui*, Sie kommen wegen dieses Bildes», erinnert er sich beim Anblick des Pakets unter Etiennes Arm. Ich eile meinem Freund zu Hilfe, überschütte Martineau mit Details, die ihm die Wichtigkeit unseres Kommens ins Bewusstsein rufen sollen: die einzigartige Geschichte von Napoleon und Ibbetson; zwei Schicksale, die sich in einem Gemälde vereinen; Monsieur Brétons reife Überlegung, *Napoleon after Death* in einer grosszügigen Geste dem Staat zu übereignen. «Damit es in Longwood House ausgestellt werden kann», fügt Etienne hinzu. «Dort, wo Ibbetson es gemalt hat.»

Im Augenblick habe er noch andere Dinge zu erledigen, teilt Martineau mit: «Deshalb habe ich eine Insel-Rundfahrt für Sie organisiert.» Er weist auf den wartenden Minibus eines örtlichen Fremdenführers. «Am Nachmittag führe ich Sie durch Longwood House. Aber nicht zu lange, denn am Abend habe ich eine Dinner-Einladung beim Gouverneur.» Eine Begrüssung so herzlich wie ein Eimer kaltes Wasser. Versteht der Konservator nicht, dass wir sein Napoleon-Museum bereichern wollen? Nach sechstägiger Anreise steigen wir ernüchert in den Touristen-Kombi und tuckern abermals los in Richtung Sightseeing. «*My name is Salomon*», sagt der Guide. «*What would you like to discover?*»

Unsere erste Entdeckung ist sein Akzent. Das Englisch der 3800 Saints, las ich in einer Londoner Zeitung, klinge wie «antikes Cockney». Schwer zu verstehen ist es gewiss. Die Vorfahren der Saints waren Arbeiter der British East India Company, Sankt Helenas erster Besitzerin ab 1657. Eine bunte Mischung, in der afrikanische Sklaven und chinesische Hausangestellte überwogen, mit Zutaten seitens Briten und Buren. Letztere, rund 6000 Gefangene, wurden nach ihrer Niederlage gegen Lord Kitchener im südafrikanischen Burenkrieg hierher verfrachtet, erklärt Salomon und hält vor einem mit Holzkreuzen bepflanzten Totenacker im Zentrum der Insel.

Sankt Helena hat für die Briten denselben praktischen Wert besessen wie für die Franzosen die Teufelsinsel vor Cayenne. Hier konnten sie politische Problemfälle loswerden. Zu den prominentesten nach Napoleon zählte der rebellische Zulu-Herrscher Dinizulu, der 1890 in Gesellschaft zweier Onkel, mehrerer Ehefrauen und einer zahlreichen

Dienerschaft auf Sankt Helena abgesetzt wurde. Dazu der Historiker Philip Gosse: «Der Kaiser der Zulus passte sich der Gefangenschaft viel besser an als der Kaiser der Franzosen. Stets tat er, wie ihm befohlen ward, zeigte sich nie aufmüpfig gegenüber der Obrigkeit und schloss bei Spaziergängen über die Insel Freundschaft mit allen, denen er begegnete.»

Seit Sankt Helena keine Gefängnisinsel mehr ist, hat es ein Gefängnis. Vor ein paar Jahren habe es sogar einen Fluchtversuch gegeben, berichtet Salomon: «Häftlinge haben tagsüber freien Ausgang. Und einer kehrte abends nicht in seine Zelle zurück. Die Polizei brauchte über eine Woche, um den Mann zu fassen. Er hielt sich in einem Garten versteckt, 200 Meter vom Gefängnis entfernt.» Was ja nur möglich war, weil es auf Sankt Helena üppige Vegetation gibt. Manche Landschaften auf der 121 Quadratkilometer grossen Insel erinnern an Irland oder an die Schweizer Voralpen, jedenfalls nicht an das vertrocknete Ascension Island. Dennoch war der Ausbruchversuch nicht realistisch. Denn alle Fluchtwege enden hier auf schroffen Felsrändern. Von ihnen stürzt der Blick mehrere hundert Meter hinab auf die Gischt sich brechender Wellen. «Sankt Helena», spricht Etienne Bréton am Abgrund, «das ist Caspar David Friedrich!»

Am Nachmittag präsentiert uns Michel Martineau endlich «*l'autre Sainte-Hélène*» – jenen Teil der Insel, der Napoleon umgebracht habe. «Longwoods Klima ist mörderisch», betont der Konservator, während wir ihm durch ein Labyrinth von Zimmern und Fluren folgen. «Wenn im sechs Kilometer entfernten Jamestown die Sonne scheint, haken sich auf dem Plateau die Wolken fest. Regen, Wind, jähe Temperaturstürze, das ist schlecht für die Gesundheit!» Ursprünglich war Longwood House ein Stall. Zimmerleute der «Northumberland» bauten ihn in aller Eile zur Residenz für Napoleon und seinen Anhang um. Aber dem schmucklosen Haus haftet bis heute eine unbezwingbare Tristesse an. Feuchtigkeit steigt in die Nase, verbunden mit dem Geruch von Schimmel. Das Heulen des Windes dringt durch die Ohren ins Gehirn. Im Falle Napoleons kam noch Gift hinzu. Kein Arsen, wie die französische Nachwelt gelegentlich vermutet hat. Sondern *l'ennui*, tödliche Langeweile, erwachsen aus dem Gefühl einer eigenen Sinn- und Nutzlosigkeit. Anfangs versuchte Napoleon, ihr durch geregelte Tagesabläufe zu widerstehen. Er unternahm Ausritte in sonnigere Teile der Insel, diktierte Las Cases seine Memoiren, ging mit den Generälen Gourgaud und Montholon immer wieder die alten Schlachten durch, vor allem Waterloo, ohne in ihrem Ablauf den geringsten taktischen Fehler seinerseits erkennen zu können. Theoretisch ist er nie besiegt worden.

Doch auch der letzte Funken Lebensfreude erlosch mit der Ankunft des neuen Gouverneurs von Sankt Helena, Sir Hudson Lowe. Der Mann hasste Napoleon. Er verschärfte das Exil-Reglement, genoss es, seinen berühmten Gefangenen zu demütigen, erfand für ihn ständig neue Schikanen. Um jeden Kontakt zu vermeiden, zog sich Napoleon immer mehr in sein Zimmer und in sich selbst zurück. 1819 klagte er zum ersten Mal über Schmerzen in der rechten Bauchseite. Eine «diploma-tische Krankheit», vermutete der Gouverneur. Es war Magenkrebs. Nach einer achttägigen Agonie starb Napoleon Bonaparte am 5. Mai 1821, um 17 Uhr 49.

«Seine letzten Worte waren undeutlich», sagt Michel Martineau. «Einige der Personen an seinem Sterbebett haben *armée* oder *tête d'armée* verstanden, andere *Joséphine*.» Über all dies hat der Konservator ein umfangreiches Buch verfasst. Wer wollte besser wissen als er, was damals in Longwood House geschah. «Louis Marchand, Napoleons Diener und Testamentsvollstrecker, hat ein präzises Protokoll geführt. Nie hätte er einen Fremden in Napoleons Nähe gelassen, auch nach dessen Tode nicht.»

Ich verstehe, wir kommen zu dem Grund unseres Besuches in Longwood House. Und damit zu Martineaus Zweifeln! Wie nahe konnte Ibbetson der kaiserlichen Leiche kommen? Ist es glaubwürdig, dass er für seine Skizzen sogar Napoleons Kopf vermessen hat? Etienne folgt der Führung nun mit dem ausgepackten Gemälde in der Hand. Hält es bald hier, bald dort an eine Wand. In dem grossen Salon der Residenz thront auf einer Staffelei die berühmte Lithografie *La Mort de Napoléon* des Historien- und Portraitmalers Carl von Steuben. Die Szene zeigt den Sterbenden und rund ein Dutzend um sein Bett versammelte Franzosen. Aus ihren Posen und Mienen spricht Schmerz über den grossen Verlust. Das Bild sei zwar erst Jahre nach dem Tod des Kaisers entstanden, weiss Martineau: «Aber so muss es hier am Abend des 5. März 1821 ausgesehen haben.»

Mag sein. Doch Ibbetsons Bild entstand am Morgen des 6. März. Und nicht in diesem Raum. Das kleine Arbeitszimmer hingen, das wenige Schritte entfernt liegt, kommt uns sofort bekannt vor. Es ist genau wie auf dem Bild: umfunktioniert zur *chapelle ardente*, einer Leichenhalle mit schwarz drapierter Wand, davor ein einfaches Feldbett, auf dem Napoleons Marengo-Mantel ausliegt. Feierlich legt Etienne sein Bild neben den Mantel. Wir sind uns einig. «Ibbetson war wirklich ein objektiver Zeuge», finde ich. «*Tout à fait*», bestätigt Frantz.

Jetzt reicht es dem Konservator: «Alles ist verkehrt auf diesem Bild. Bevor die Leiche in diesem Raum aufgebahrt wurde, hatte im Billardzimmer eine Obduktion stattgefunden. Dazu wurde der Schädel rasiert. Als um 7 Uhr die britische Delegation zur Identifizierung kam, kann Ibbetson gar keine Haare mehr gesehen haben.» Ich wage Einspruch: «An jenem Morgen hat noch ein zweiter Offizier den Toten gezeichnet. Frederick Marryat. Seine Skizzen weisen dieselben Details auf wie Ibbetsons Bild. Zum Beispiel die Haare.»

Doch Frankreichs Ehrenkonsul lässt nicht mehr mit sich reden: *C'est n'importe quoi!* Totaler Blödsinn sei das. 1821 habe es auf Sankt Helena auch eine Menge Chinesen gegeben. Um aus Napoleons Tod einen kleinen Profit zu schlagen, hätten sie den Toten in Gouaches auf Reispapier dargestellt. «Unter Inselbesuchern waren solche Souvenirs beliebt», schliesst Michel Martineau. «Die Chinesen haben eine Menge Gouaches verkauft. Was noch längst nicht beweist, dass sie die Wahrheit gemalt hätten!»

Die Wahrheit? Ich versuche, mir Denzil Ibbetson vorzustellen. Seine Zeitgenossen wussten von ihm nur Gutes zu berichten: Er habe auf Sankt Helena sein Glück gefunden. Habe sich in die Tochter eines Arztes verliebt, sie 1819 geheiratet und zwei Söhne mit ihr gezeugt. Auch habe Ibbetson ein Laientheater geleitet, mit unkomplizierten Komödien für die kleine Welt von Sankt Helena. Ein Durchschnittsmensch, das Gegenteil des «exotischen» Napoleon Bonaparte.

«Was wirst du jetzt mit dem Bild machen?», frage ich Etienne, als wir an Bord der RMS *St. Helena* zurückkehren. War da nicht die Idee einer Schenkung an den Staat? Damit das Gemälde einen sinnvollen Platz in den Domaines français de Sainte-Hélène einnehmen könne? «Das geht natürlich nicht», entgegnet Etienne. «Zum Glück haben wir diese Reise auf uns genommen. Jetzt wissen wir, dass die Feuchtigkeit von Longwood dem Bild grossen Schaden zufügen würde. Das möchte ich nicht verantworten.» Frantz wirft einen verträumten Blick auf das sich entfernende Vulkangestein. «Du hast recht», sagt er. «Martineau mag Ibbetson nicht.»

Nach der Rückkehr aus dem Südatlantik verkaufte Etienne Bréton das Ibbetson-Gemälde an Graf Alexandre Colonna Walewski. Der neue Besitzer, ein Nachfahre Napoleons und dessen langjähriger polnischen Maitresse Maria Walewska, empfing mich an seinem gewöhnlichen Frühstückstisch im Pariser Palasthotel George V. An welcher Wand *Napoleon after Death* künftig hängen werde, erkundigte ich mich als Ers-

tes. «An keiner», antwortete Walewski. «Alle Stücke meiner Napoleon-Sammlung befinden sich in Kisten, die in einem Lager der Genfer Freizone stehen.» Er erzählte von seiner umfangreichen *collection*. Neben Kunstobjekten sammelt der Graf auch einfache Gebrauchsgegenstände, die in heiligen Stätten wie Longwood House wohl fehl am Platz wären. Wie jener 200 Jahre alte Nachttopf, den er kürzlich in London erstanden hat. Aus dem Grund des Topfes streckt sich ein kleiner Porzellan-Napoleon gen Himmel, schutzlos allen Niederschlägen ausgeliefert. «Manche Engländer», meinte der Graf, «verliehen ihren Gefühlen für meinen Ururururgrossvater einen wirklich sehr extremen Ausdruck.»

Ibbetsons ikonoklastische Darstellung des Corpus Napoleoni, so schien es mir, war in denkbar befugte Hände geraten. Aber wollte Walewski das Bild wirklich in einem Genfer Abstelllager verschwinden lassen? Der alte Herr lächelte: «Ich hoffe, Sie werden Ibbetson im Invalidendom wiedersehen.» 2016, erklärte er, solle dort eine Ausstellung unter dem Titel *Napoléon à Sainte-Hélène* stattfinden: «Dafür stelle ich das Bild gern zur Verfügung. Aber ich weiss nicht, ob die Veranstalter Interesse daran haben.»

Ja, schwer zu erraten. Schon allein aus diesem Grund werde ich mir die Ausstellung anschauen: Um zu checken, ob an einer Wand in der Nähe des pompösen Sarges aus rotem Porphyr das weitgereiste Werk eines englischen Hobbymalers hängt. Ein Bild, das eher junge Besucher anzieht. Weil es wie ein Kinoplakat für einen Tim-Burton-Film wirkt. Mit Johnny Depp in der Hauptrolle.

Warum eine Leinwand mit Farbe drauf erst mit einer Expertise zum Kunstwerk wird: Lesen Sie *Anleitung für Fälscher* von Linus Reichlin, in *Reportagen* #8.